

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Schicksal in 10 Minuten“, Fortsetzung von Seite 84.)

Der Zuschauerraum war heute am ersten Tage der Verhandlung bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Gericht rechnete mit zwei Verhandlungstagen. Durch das offene Fenster — Justizwachtmeister Kretschmer ließ gerne bis zum Erscheinen des Gerichtshofes Luft herein, hörte man das dumpfe Summen des Großstadtlärms.

Nun ging Kretschmer mit ruhigen Schritten zu dem Fenster. Ein Zeichen, daß es losging.

Wirklich öffnete sich auch die Seitentür. Becker kam herein, von zwei Gefangenenaufsehern gefolgt. Es ging durch die Menge wie eine Welle, wenn der Wind sie aufrauschen läßt. Becker hatte den Kopf sehr tief gesenkt und ging mit eigentümlich unsicheren Schritten.

„Wie einer mit schlechtem Gewissen“, sagte jemand leise zu seinem Nachbar.

„Schlechtes Gewissen, wenn Geninde verteidigt? Da kennen Sie Geninde schlecht. Der setzt sich nur für jemanden ein, den er für unschuldig hält.“

„Zwischen unschuldig sein und unschuldig halten dürfte ein kleiner Unterschied sein.“ Der Mann konnte nicht weiter sprechen, gerade kam auch Geninde. Nun öffneten sich die Türen hinter dem erhöhten Podium. Alles erhob sich, der Gerichtshof, geführt von Landgerichtsdirektor Reinow, erschien.

Mit einer leichten Verneigung begrüßten sich Reinow, Staatsanwalt von Gruber und Geninde, Becker blickte nicht auf. Sein Gesicht blieb tief geneigt. Wer in seiner Nähe saß, konnte die feurigen Flecken auf dem bleichen Gesicht sehen und die rote Narbe, mit der die Oberlippe gleichsam zusammengehalten war.

Staatsanwalt von Gruber, ein großer, sehr gut aussehender Mann mit einem nordischen Profil, saß gerade im vollen Morgenlicht. Genindes Blick ging unwillkürlich zwischen Becker und Gruber hin und her. Er wußte, daß Gruber scharf und kühl, aber gerecht in seinen Anflagereden war.

Beim Aufruf der Personalien erhob Becker zum erstenmal den Kopf und stand auf. Er stand da in einer etwas lächerlichen Pose, den Kopf wie hochmütig erhoben. Dabei war es nur die einzig mögliche Haltung für ihn, um sich einigermaßen verständlich zu machen. Er blies gleichsam den Ton durch die Nase heraus. Diese scheinbar hochmütige Haltung aber zu dem fahlen Gesicht, in dem nichts zu einer charakteristischen Linie durchgeformt, sondern alles gleichsam teigig erstickt war, wirkte ausgesprochen lächerlich.

Becker also stand da, preisgegeben den neugierigen Augen der Zuschauer, dem scharfen Blick Grubers und dem strengen forschenden Reinows.

Während Geninde die Formalitäten der Prozeßeröffnung nur mit halbem Ohr in sich aufnahm, gingen seine Augen über die Reihen der Zuschauer. Da zuckte er zusammen: in der dritten Reihe am Pfeiler, schmal und blaß, tauchte Sabines Gesicht auf. Sie schaute nicht in seine Blickrichtung, vielmehr mit einer verzehrenden Eindringlichkeit auf das Antlitz Beckers.

War das Licht schuld oder der schwarze Hut oder war es der Ausdruck ihres seelischen Zustandes? Jedenfalls hatten ihre Züge nichts Weiches mehr, vielmehr etwas unerbittlich Richtendes. Noch nie war Geninde das Klassische ihrer Züge so deutlich gewesen.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Umstellung auf den Krieg

Wer den Ernst der Zeit noch nicht erfasst hat, den belehren einige amtliche Bekanntgaben und verschiedene öffentliche Diskussionen über wehrtechnische und wehrwirtschaftliche Gegenstände; eigentlich müßte einem der Schlaf vergehen, wenn man

am lieben Montag lesen muß, was am Sonntag wieder alles an „marfischen“ Gesprächsthemen erörtert worden.

Mit dem 1. Januar 1938 tritt die eidgenössische Verordnung über die Organisation der Hausfeuerwehren in Kraft. Die vom Hausbesitzer bezeichneten Mannen haben sich zwilchene oder lederne Handschuhe, derbe Schaftschuhe, Schutzbrillen und eine Gasmaste anzuschaffen, auf eigene Kosten, haben einen achttündigen Kurs zu nehmen, sind beauftragt, die entrümpelten Estriche zu überwachen, die als Schuhräume bezeichneten Lokale instand zu halten usw. Und der Hausbesitzer hat seine 50 kg Sand anzuschaffen und in Kisten bereit zu stellen, damit der Hausfeuerwart gegebenenfalls anwenden kann, was er gelernt, nämlich das Zudecken von Brandbomben mit 10.000 Grad Hitzeentwicklung, falls man das kann. . . . Und die Zivilisten sind angewiesen, das Merkblatt im Korridor, das der Feuerwart anzuschlagen hat, aufmerksam zu lesen, damit sie ihm folgen können. Natürlich kommt das auch der Feuerbekämpfung im „Friedensfalle“ zugut, aber die Unheimlichkeit der Sache wird dadurch nicht vermindert.

Dann hören wir über die „Kriegsverförgung“ der Schweiz reden, von den Lagern an Getreide und wichtigen Rohstoffen, und fragen uns, ob die Empfehlungen des Staates an die Privaten auch wirklich genügen, oder ob nicht, wie bei der Getreideverförgung, noch in vielen Artikeln direkt Vorschriften aufzustellen wären.

Ein viel erörtertes Kapitel: Unsere Eisenbahnen im Kriegsfall! Sind die elektrifizierten Linien wirklich sicherer und weniger leicht anzugreifen als die mit Dampf betriebenen? Daß wir unsere Energie aus 8 Werken und 27 Unterwerken beziehen, die gottseidank größtenteils bombensicher gemacht werden könnten (!), bedeutet doch wohl eine Konzentration der verwundbaren Punkte auf 35 Stellen, während die Dampflokomotiven immerhin ihre „Kraftwerke“ mit sich führen. Und was geschieht, wenn die Hauptleitungen nahe den Werken zerstört werden? Man hat es schwer, in diesen Dingen so optimistisch zu denken wie der neue Welteisenbahndirektor Dr. Schrafl, der in Zürich über das Thema gesprochen.

Daß unsere Artilleristen künftig mit Karabinern ausgerüstet werden sollen, demonstriert nur die Bewaffnung bis an die Zähne deutlich.

Unsere mit der internationalen Gefährdung zusammenhängende Situation aber wird uns vollends klar, wenn wir an die Abstimmung vom 20. Februar denken: An diesem Tage wird über die Kontrolle der Rüstungsindustrie entschieden. Die Mordwaffen fabrizierenden Werke sollen überwacht und konzeffioniert werden, damit uns nicht durch ihre Tätigkeit internationale Anfeindungen entstehen. Willige Sicherheit würde uns erst die Werstatistik im Sinne des alten „Pulverregals“ geben. Der 20. Februar aber bringt immerhin eine Besserung.

Krise in Frankreich

Erschüttert sieht man die französische Volksfront im Sturm ihrer innern Gegensätze schwanken und fürchtet ihren Zusammenbruch. Was das heißen will, begreift nur der, dem die letzten Gründe des demokratischen Zusammenbruchs in Deutschland und Italien klar geworden. Das freiheitliche Glaubensbekenntnis einer großen Volksmehrheit, die Ueberzeugung, daß der Mensch zu immer erhöhter Entwicklung der Persönlichkeit und vermehrter Selbstverantwortlichkeit bestimmt sei, genügen nicht zur Rettung der liberalen Staaten. Es müßte etwas dazukommen: Die einheitliche Auffassung über wirtschaftliche und finanzielle Probleme und ihre Lösung. Zerfällt die freiheitliche Linke in verschiedene Lager, bekämpft das eine die Ansichten und Interessen des andern auf „nationalökonomischem Boden“, dann hat die Rechte leichtes Spiel.

In Frankreich wünschten die Gewerkschaften und die hinter ihnen als einflußreichste Treiber stehenden, hoffähig ge-

wordenen Kommunisten, der Staat sei reif geworden zur „Devisenkontrolle“ und werde mit Hilfe dieses diktatorischen Mittels der Kapitalflucht ein Ende machen. Die Sozialisten schwanken zwischen dieser Ansicht und der Meinung ihrer Verbündeten, der Radikalsozialisten, denen ganz andere Dinge vorschweben. Sie sagen sich, nur der gesicherte Arbeitsfriede werde den Besitzern das Vertrauen wiedergeben, das sie zur „freien Rückkehr der Kapitalien“ bewegen könne.

So standen die Dinge, als Ende der zweiten Januarwoche plötzlich allerlei alarmierende Ereignisse Regierung und Volk überrumpelten. Man hatte den Eindruck, daß die Leitenden den Plöblichkeiten nicht gewachsen waren, daß die Feinde der Regierung dagegen die Situation aufs Geschickteste auszunützen verstanden.

Zuerst erfuhr das Land Neuigkeiten in der „Cagoulards-Affäre“. Die Attentate an der „Place Coile“, am Sitze der Arbeitgeberorganisation, das brachte die Polizei heraus, waren von diesen Fascistenbänden, und nicht von Kommunisten durchgeführt worden. Ebenso fiel zu ihren Lasten der Mord an den zwei italienischen Emigranten, den Brüdern Rosselli, und wahrscheinlich auch der an dem russischen Nationalökonomem Nawaschin. Die Rechte war einen Tag lang konsterniert. Sie sah, daß die Polizei bestimmte Fäden verfolgte, die gewisse hohe Politiker gefährdeten. Da mußte etwas geschehen.

Also wurde eine Attake gegen die französische Währung losgelassen. Der Franc sank plötzlich. Der französische Sparer nimmt mehr Anteil am Kaufwert seiner Sparbähen als am Schicksal einer durch Verschwörer bedrohten Republik. Das weiß die Rechte. Innert wenigen Stunden wußte man den Eindruck der Cagoulard-Untaten zu verwischen.

Nicht zufällig war aber zu gleicher Zeit ein Konflikt zwischen der Regierung und den Arbeitgeberverbänden ausgebrochen. Chautemps wollte Gewerkschaften und Arbeitgeber versammeln, um die Anregungen beider Lager zur „Charte der Arbeit“ entgegenzunehmen. Einer Gesetzesvorlage, die endlich den Streiks auf der einen, die Kontraktverletzungen und die Produktionsfabotage auf der andern Seite beenden sollte. Die Arbeitgeberverbände weigerten sich, zu erscheinen. Vorwand: Chautemps müße auch die „gelben“ Gewerkschaften einladen, nicht nur den Gewerkschaftsbund.

Man weiß heute noch nicht genau, wie weit die Arbeitgeber und wie weit die Rechtsverbände am Angriff auf den Franc beteiligt gewesen. Beide sind weitgehend identisch und auf jeden Fall gab die Entlarung der Dynamitbrüder das Signal zum Widerstand an der „Währungsfront“, im Namen des Patriotismus. Der ferne Zuschauer sah, daß man rechts mit einem Generalangriff von links rechnete und darum selbst zum Generalangriff ansetzte.

Die Regierungsparteien indessen scheinen das nicht bemerkt zu haben. Léon Blum zog völlig unerwartet mit seinen sozialistischen Kollegen aus dem Ministerium, mit dem Hinweis, die Maßnahmen Bonnets, des Finanzministers, seien für die Fraktion untragbar geworden, liefen total wider das Volksfrontprogramm und zwängen die Sozialisten, eine Umbildung des Kabinetts herbeizuführen. Mit diesem Schritt vereitelte Blum einen normalen Kabinettskurz, veranlaßte Chautemps zur Demission, nahm also dem Innenminister Dormoy, seinem Fraktionskollegen, die geschickt geführte Cagoulards-Angelegenheit aus den Händen und baute so selbst die wichtigste politische Position der Linken ab.

In der nun folgenden Verwirrung zeigte es sich, daß mächtige radikalsozialistische Führer, wie Daladier, sich weigerten, ein Kabinett zu bilden, daß also im bürgerlichen Linkslager die Hoffnungen, mit den marxistischen Parteien zu einer Einigung zu gelangen, stark geschwunden seien. Auch Bonnet scheiterte am Widerstand der Sozialisten, die ja gerade feinetwegen revoltiert hatten. War es vielleicht Blums Absicht, ein drittes Volksfrontkabinett zu erzwingen,

und wieder ein sozialistisches? Die neue Franc-Entwertung käme auf Konto Chautemps-Bonnet, wenn nicht auf das der Rechtsparteien. Man könnte als eine Art Ketter erscheinen und energischer als bisher auftreten, selbst wenn der rechte Flügel der Radikalen aus der Volksfront weglief! Unsere Leser werden beim Erscheinen dieser Zeilen wahrscheinlich Bescheid wissen.

Hat sich aber Blum getäuscht und die Radikalen nach rechts getrieben, dann setzt mit aller Bestimmtheit ein neuer und diesmal verschärfter Kurs à la Laval ein, mit unübersehbaren Folgen für die Beziehungen Frankreichs zu seinen Nachbarn. In Berlin und Rom wartet man auf die Bereitschaft eines rechtsgerichteten Frankreich, zu schwenken, mit Front gegen England und Madrid!

—an—

† Franz Leonhardt

Knapp vor Redaktionsschluß bekommen wir Kenntnis vom Tode unseres sehr geschätzten Mitarbeiters Franz Leonhardt, der während 20 Jahren für unsere Chronik den Stoff zusammenstellte und in seinen humorvollen, oft mit attischem Salz gewürzten „Hotta“, „Chlapperchlängli“ und „Dha“-Gedichten die Zeitereignisse kommentierte. Herr Leonhardt erkrankte diesen Winter an einer Brustfellentzündung, die ihn aber nicht hinderte, seinem wöchentlichen Schreibpensum gerecht zu werden bis fast auf seine Sterbestunde hin. Er war ein Arbeiter von größter Zuverlässigkeit, ein Verskünstler von erstaunlicher Gewandtheit und Stillsicherheit; dazu, was mehr ist, ein warmfühlender Menschen- und Tierfreund, ein Mann von treuem und geradem Charakter. — Wir werden in einer späteren Nummer sein Bild und seine Lebensdaten bringen.

Kleine Umschau

Also: ganz knapp waren wir am Weltuntergang. Durch einen kleinen Planeten. Um bloße fünfzehn Stunden sei die Erde zu spät an dem Kreuzungspunkt ihrer Bahn mit der des kleinen Weltkörpers angelangt — sonst flögen wir mit samt unserm ganzen Drum und Dran weiß der Himmel wo im Weltall herum! Mein Nachbar hat den Schlotter in den Knien gekriegt, wie er das gelesen hat. Mein anderer Nachbar, der mir „schräg vis-à-vis“ wohnt, wie man in Bern zu sagen pflegt, meint tiefsinnig, es sei doch gut, wenn man nicht alles auf und in der Welt wisse, und in diesem Falle sei dies doppelt gut; denn wer weiß, was die Menschheit alles für Vorfehren getroffen hätte auf diese Katastrophe hin. Wer erinnert sich nicht noch des Zeltorfes, das vor Jahren in der Nähe von Zürich und anderwärts erstellt wurde, als es hieß, die Welt gehe nächstens unter? Und als einstmals der ewige Frühling prophezeit wurde, da hängte eine Familie überhaupt keine Vorfenster in ihre Wohnung ein, und das Ergebnis war, daß sich alle Familienglieder Rheuma, Gicht, Zahnweh und weiß nicht was alles holten!

Nun heißt es, das Leben wieder tapfer aufnehmen und in die Zukunft schauen. Zwar ergeht man sich in heutigen Tagen gerne in Reminiszenzen und läßt Vergangenes wieder aufleben. Man lernt dabei auch den Wandel der Anschauungen kennen. Da ist beispielsweise die Badewanne, und zwar die des Weißen Hauses in Washington. Wir vernehmen, daß noch unter Präsident John Adams die Wäsche im Ostsaal des Weißen Hauses aufgehängt wurde. Aber mit der Gemahlin James Madisons, des vierten Präsidenten, zog die erste Badewanne in diesen Palast. Diese Neuerung wurde dem Präsidenten von seinen politischen Gegnern hds angekreidet. Man gab die Badewanne schuld, daß der Krieg gegen England so unglücklich verlaufen sei, da sich das Staatsoberhaupt mit einer Badewanne verweicht habe! Im Jahre 1829 wurde die Unglückseinrichtung wieder entfernt. — Und heute wird der Rufzustand eines Landes durch die Häufigkeit und die Art der Badeeinrichtungen, also nicht bloß der Badewannen eingeschätzt,